

(Nachdruck verboten.)

## Der Kasfl vom Hollarbräu.

8) Roman von N. von Seydlitz.

Lieutenant Kessler, wenn er vom Ebeleinschen Bitterthor sich abends der Stadt zuwandte, dachte in letzter Zeit ebenso, es müsse in nächster Zeit wohl zu einer Entscheidung kommen. Aber ihm schlug das Herz nur in halber Freude bei dem Gedanken. Er war nicht gerade verschuldet, er hatte es nicht nötig, den Abschied zu nehmen; er konnte sich zuletzt auch ohne das Ebeleinsche Geld durchhelfen. Und er war sehr jung, nicht nur an Jahren. Und dem jungen Mann war Vivi Ebelein mit ihrem gezierten Wesen und ihren stehenden Augen — kein Ideal. Vernünftig war sie schon, die Heirat; und von den Augen abgesehen, war Vivi wohl kaum häßlich zu nennen. — Aber er kam nicht darüber hinweg: jemand anderes war schöner; ein anderes Augenpaar sah er lieber; ob Vivi ihn wohl je als Frau so von Herzen lieben würde, als die andre ihn jetzt liebte, die Rosa, der er mit jener Heirat über kurz oder lang das Böse antun mußte, was die Welt Herz brechen nennt?

Und der Bräutigam Vivis ging zagenden Schritts heim, und zog Civil an, um mit Rosa zusammenzutreffen, jedesmal mit dem festen Vorsatz, dem lieben herzigen Ding das schlimme Vorhaben zu gestehen; und jedesmal mit der ebenso festen Ueberzeugung, in ihre Augen hinein das böse Wort nicht sagen zu können.

Vom Parkthor der Ebeleinschen Villa ging heut der Kasfl sicherlich als der unschuldigste, unbekümmertste weg, ja er hatte eine stille neue Freude im Herzen:

„Selber Faß waschen hat er müssen!“ murmelte er in Erstaunen. „Nachher bin ja ich am rechten Weg!“ — Und diese bedeutsame Entdeckung hielt ihn lange gefangen. — Aber das Fräulein Vivi haßte er aufs tiefste. Wenn er einmal Brauherr sein würde — seine Tochter dürfte ihm nicht französisch reden, das war einmal gewiß; und wehe ihr, wenn sie einem „Haberfelder“ jemals zum Gespött machen wollte. „Dera kimm i!“ dachte der erzürnte zukünftige Vater von Brauerstöchtern.

Und so kehrte er aus der sonnigen Blumenatmosphäre der Villenvorstadt wieder in den dunklen rauchigen Dunstkreis der alten Brauerei zurück, in deren Höfe und Gänge selten einmal ein Sonnenstrahl fiel.

Der Hollarbräu, ein ehrwürdiges altes Gebäude mit schweren festen Wölbungen, engen runden Stiegen und verschwenderischem Holzgefüge in dem hohen Dachstuhl, war im Laufe der Jahrhunderte durch vieles Um- und Einbauen nicht schöner geworden. Von Zeit zu Zeit einmal geweißt, sahen doch alle Wände abgemüht und angeraucht aus; der stete Dampf und Rauch und die stete Benützung machte die Wände überall, wo Menschen vorbeistreifen, braun und speckig.

Außer ein paar Maschinen und einigen Neubauten und Umänderungen war im Hollarbräu noch alles beim alten. Herr Ebelein schwärmte nicht für hastige neuzeitliche Umwälzungen. Kaum daß er auf Drängen seiner Frau sich vor einigen Jahren entschlossen hatte, seine Wohnung im ersten Stock des Vorderhauses aufzugeben und in die Villa zu ziehen. Ihm wäre es im alten Hause behaglicher gewesen, aber für die Damen, besonders für die feinerzogene Vivi, mußte doch etwas geopfert werden. Dafür hatte er nun die liebe Not mit Pferd und Wagen und den umständlichen Verkehr mit dem Comptoir. Denn Telephon gab's damals noch nicht. — Und nun war der erste Stock für die Gastwirtschaft dazu genommen worden, und wo er einstmals — es war schon lange her! — das Licht der Welt erblickte, wo seine Eltern gestorben, wo er die Geburt der Tochter durch ein großartiges Essen gefeiert hatte, da tobte jetzt allnächtlich der Lärm der buntbekappten Studenten, da schrien die Gesangsvereine und hockten die unzähligen kleinen Philistergesellschaften mit und ohne Namen.

Nun! Sei's drum! — Das Geschäft ging regelmäßig seinen Gang, mit dem Bräuemeister war er zufrieden, und sein Obermälzer war eine Perle von mischbarem Wert.

So gedieh die Sache ruhig fort; vom Export und dessen Gefahren mochte Ebelein nichts wissen, und die gegenwärtige Kundschaft genügte ihm. Alles in allem war der Hollarbräu ein rechtes und echtes Musterbild einer mittelgroßen altmünchener Brauerei, bei der alles fest und gut ist, die Mauern, der Kredit und der Sinn derer, die darin hantierten. Und mancher Sud war schon so gelungen gewesen, daß ganz München in die engen alten Gaststuben geströmt war, um von der Herrlichkeit zu kosten. Es that dem alten Ebelein doch recht wohl, wenn ein angesehenener Bürger ihm gelegentlich versicherte, Hofbräu, Sternecker und Ebert seien dies Jahr „grad an elendiger Plempl, an elendiger“ gegen sein großartiges Gebräu.

In diesen alten schweren Gewölben, unter dem Dämmer der engen Höfe spielte sich Kasfls Burschenzeit ab; dort fing er bald an, im strengen Dienst der Münchener Lokalgottheit sich heimlich zu fühlen, er wärmte sich sozusagen seine Lagerstatt an und schlug Wurzeln; er fand, daß auch für ihn ein Platz im Geschäftsgefüge war, und der Verkehr mit allen um ihn her wurde bald ein offener und behaglicher. Spaß und Unterhaltung gab's freilich zu Anfang wenig für ihn, und wenn am späten Abend in den finsternen Ecken weibliche Stimmen lachten und schrien, schaffte er ohne Unterlaß noch an seiner Arbeit.

Sinten, im zweiten Rückgebäude, wo früher die Mälzerei gewesen war, die jetzt draußen vor der Stadt lag, im Keller geschloß, trommelte in aller Frühe die Schar der Mäde überm Bratflopfen. Da konnte er manchmal dabei sein, denn den jungen dummen Duden weihte die Köchin ohne Besorgnis in die Mysterien der Würstbereitung ein. Das war ihm dann ein Labfal; er klopfte wie närrisch aufs Fleisch los und pffft den Mädeln lustige Lieder dazu vor; bis die Stunde seiner eignen Arbeit schlug und er ins Sudhaus eilte, um seinen Vorgesetzten, den Bierfieder, zu erwarten.

In der steten, festen Arbeit erstarkte sein Körper, der von Natur schon mächtig veranlagt war, zu immer größeren Leistungen, und er freute sich selber darüber am meisten, wenn er einmal mit Aufgebot aller Kräfte ein Stück Last gehoben und getragen hatte, das die andern vergeblich zu küpfen versuchten. Da hatte er dann allerlei Extravergünstigungen dafür, eine geschenkte Maß und dergleichen, auch Neckereien und kleine Ringkämpfe mit den andren Burschen.

Einer der Bierfahrer besonders hielt große Stücke auf ihn und machte ihm den Vorschlag, Kutscher zu werden. Aber das mochte er nicht, er hielt streng an seinem Vorsatz fest. Und auch in der Gaststube vorn, wohin er einmal gerufen wurde, weil ein fremder Herr ihn sehen wollte, vor dem er Kraftproben ablegen mußte, wurden ihm verlockende Vorschläge gemacht. Der fremde Herr, seines Zeichens Athlet, und selbst ein bewunderter Kraftmeier aus einer Cirkusgesellschaft, erzählte ihm viel, — wie er selbst einstmals bis zum Haspelanten in einer Nürnberger Brauerei gediehen, dann aber das öde Gewerbe abgeschüttelt und sein wahres Talent entdeckt habe. — Der Herr Buchhalter saß dabei, er hatte dem Kasfl seit jenem Brief ein gewisses spöttisches Interesse bewahrt; Kasfls Ablehnung imponierte ihm offenbar, denn er sah ihn mit Staunen an.

„Willst denn Deiner Lebtag Faß waschen, Kasfl?“ fragte er ihn zuletzt.

„Kasfl heiß i,“ verbesserte zum zehntenmale der Befragte.

„Wie?“

„Kastulus!“ erklärte er geärgert.

„Kastulus! Ah, da schau! Kas—tu—lus!“ machte der Buchhalter boshaft; denn der Name war in Oberbayern selten. „Is des a Verwandter von Dir, den s' neul' abgethan hab'n i' der Frohnfest'n?“

Jetzt war's dem Kasfl zu dumm, denn seit einigen Tagen hatte er viel darüber zu hören bekommen, der geköpfte Raubmörder, der denselben Vornamen geführt, war in aller Munde, und des Gespöts war im Burschenzimmer und abends beim „Sternenwirt“ — dem Abendbier der Burschen — kein Ende gewesen.

Kasfl drehte sich kurz weg und ging hinaus, aber das Gelächter am Stammtisch ärgerte ihn, als er die Thür in der Hand hatte, so sehr, daß er beschloß, den Buchhalter zur Rede zu stellen. — Abends spät lauerte er ihm auf, als er

die Schenke verließ. Er veräußerte sogar zum erstenmale die Arbeit etwas deswegen. Aber in ihm kochte die Wut. Es war ihm gerade recht, daß ein paar Leute herumstanden, besonders einer von den Vorderburschen; die mochten's nur hören!

„Sö, Herr Buchhalter, ich hätt' Ihnen was zum sagen,“ begann er, vortretend.

„Ah — sieh da, der — Kaff — stuhl — Inhs!“ machte der andre; „was giebt's? Hast Dir's überlegt? Ja, — sitzt, der Herr is scho lang furt. Gelegenheit veräußert. Sitz muß mer san in dera Bött!“

„Rein, Herr Buchhalter,“ entgegnete Kasil und vertrat ihm resolut den Weg, indem er zur mehrern Feierlichkeit sein feinstes Hochdeutsch aufsetzte: „ich wollt nur frag'n, ob Sie sich das überlegt haben, net ich!“

Der Buchhalter begann etwas zu ahnen und nahm die Cigarre aus dem Mund. Wollte der Lausbub ihn gar am End' thätlich angreifen? „Was denn?“

„Herr Buchhalter, Sie haben mich vor den andren Leut'n für 'n Narr'n gehalten. Ich möcht nur frag'n, weg'n was?“

„Bist Du verrückt, Kasil? —“

„Des net grad. — Aber ich frage nur“ (wieder fein hochdeutsch und recht laut), „ob das dazu gehört, daß ich mir das — dres g'fall'n lass'n muß.“

„Des kannst halt'n wie d' magst!“ rief lachend der Buchhalter. — „Willst vielleicht rauf'n? Da bist an den Unrechten gekommen. Deine Bräuerkäst' und meine Hände — das gab' ein ungleiches Paar.“

„Des was i wohl. Drum will i a net rauf'n, sondern frag'n, grad wie Si mi' dres g'ragt ham.“ — Und da er sah, daß alles ringsum aufmerksam war, vertrat er dem Buchhalter vollends den Weg und that seine Frage:

„Warum hab'n S' mich für'n Narr'n? S' hab Eahna nitz Ihon. S' bin a armer Bursch, i bin da aufgenommen worn, daß i was lern. Wenn mi d' Burschen sekkieren, zahl i's Ihna ham, wie's kimmt. Wann aber Sie mach'n, daß all's über mi lacht in der Gass'n, na hab i an schwer'n Stand; und am End is unferaner a net von Holz. S' leht kann mi so was aus'm Haus treib'n, wenn i's net aushalt. Nachher sieh i wieder af d'r Gass'n, und hab mei bissel Brot vektor'n“.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der musikalischen Woche.

Die Philharmonischen Konzerte zu Berlin sind ein so charakteristisches Bild dessen, was der gegenwärtige Geschmack des Publikums und seiner hauptsächlichsten Führer will, daß zu ihnen auch der mit Interesse zurücksteht, der vieles von ihnen bedauert und dieses Bedauern auch bereits mehrmals ausgesprochen hat. Sie sind außerdem auch im allgemeinen ein schönes Zeugnis dessen, was heutzutage ein gut ausgestattetes Orchester unter guter Führung leisten kann, und markieren zugleich zum großen Teil den Stand der gegenwärtigen Kompositionskunst. Nehmen wir gleich das Beste an ihnen vorans, so können wir mit lebhafter Anerkennung die Kapelle selber rühmen, die im Laufe eines Monats eine solche Fülle alter und neuer wie neuester Musikstücke zu bewältigen bekommt, daß sie schließlich mit dem größten Teil der bisherigen Musikliteratur innig vertraut sein und mit allem Neuanstehenden rasch vertraut werden muß. Der Proben können dabei unmöglich viele sein; wie es heißt, ist je eine Probe das übliche. Eine solche Arbeitsweise unterscheidet sich beträchtlich von der jener vielgenannten Meininger Kapelle, die nach dem seinerzeitigen Muster Bilows das verhältnismäßig Wenige, das sie zur Verarbeitung bekommt, bis aufs feinste durchstudieren kann — mag man nun an der betreffenden Darstellungsweise mehr oder weniger aussetzen haben. Bei mehrbeschäftigten, aber tüchtigen Spielern wird sich nun die Kürze des Studierens nach verschiedenen Seiten verschieden geltend machen. In der Gewandtheit der Spieler im Einzelnen und im Gesamtspiel sowie am Erfassen des Gesamtgeistes eines Werks wird es wohl am wenigsten fehlen; schwieriger wird es bestellt sein mit dem Eindringen in die feineren Details, insonderheit in die Elemente des Ganzen. Das aber, was grade dabei hauptsächlich in Betracht kommt, ist der Rhythmus, als ein Hauptbestandteil dessen, was die Elemente des Ganzen als solche unterscheiden läßt, was also nach dem heutigen Bewußtsein sowie zu jeder Zeit nach dem schon in einem dunklen Gefühl liegenden Stand der musikalischen Ausdruckskunst die „Phrase“ ausmacht. Das Gestalten dieser Elemente und das Aufbauen der größeren Teile aus ihnen — beides allerdings nicht bloß eine Angelegenheit des Rhythmus — ist nun wohl das Vortragsproblem, das die eingehendsten Studien verlangt.

Der Dirigent wird freilich seinen Geist, seine Stärken und Schwächen auch schon bei wenigen Proben in die Ausdrucksweise des Orchesters hinüberführen. Dirigenten, deren Stärke nicht eben in der Rhythmik engeren Sinns (der Längenunterscheidung der Töne) und in der Metrik engeren Sinns (Gewichtunterscheidung der Töne) liegt, werden es auch in der Phrasierung nicht weit bringen; Dirigenten, deren Stärke gerade in der Rhythmik (weiteren Sinnes) liegt, werden dazu besonders befähigt sein, werden aber vielleicht auf andre rhythmische oder dem Rhythmus verwandte Fragen — scharfe Klarheit der Taktgliederung, wuchtiges Accentuieren — ein besonders Gewicht legen. So macht es z. B. der Leiter der Sinfoniekonzerte der königlichen Kapelle, Weingartner. Ein Gegenstück zu ihm ist der Dirigent der populären philharmonischen Konzerte, Rebecel; er geht wenig darauf aus, den Aufbau der Takte scharf herauszuarbeiten und noch weniger darauf, auf diesem Aufbau hinwieder die Phrasen einleitend zu gestalten; auch die zu beiden Aufgaben gehörende Ausführung der Accentverschiedenheiten tritt nicht eben als eine besondere Leistung hervor. In Tschaikowskys „Sinfonie pathétique“ sind die beiden Mittelsätze, bei verhältnismäßig geringen sonstigen Vorzügen, gerade rhythmisch interessant. Die neuliche Wiederaufführung dieses beliebten Werks zeigte die genannten Schwächen des Dirigenten hier besonders stark. Auch Mendelssohns „Hebräen“-Overtüre, wie immer man sonst über den Vorzug gleichmäßiger oder abwechselungsreicherer Vortragsweise dieses Vogenbildes denken mag, verlangt schon in dem gleich mit dem ersten Takt einsetzenden Hauptmotiv ein plastisches Gestalten, dessen Mangel hier um so unangenehmer auffiel, als auch die Deutlichkeit zu wünschen übrig ließ — die sich freilich beim richtigen Führen der Phrase am ehesten einstellt. Weniger Bedenken dieser Art machten einige einfachere Stücke, die in jenem „Populären“ kamen. So ein jedenfalls noch nicht weit bekanntes „sinfonisches Gedicht“ von Dvorák „Die Waldtaube“, eine darstellende Musik, die sich aber die steilen Höhen moderner Polyphonie erspart und dafür durch hübsche, meist geringwertige Melodie wirkt. Das gilt ja von Dvorák überhaupt. Ob dieser Komponist nicht besonders geeignet wäre, an der uns nun bevorstehenden Entwicklung einer „Heberbrett“-Musik mitzuarbeiten? Im übrigen möchte ich an diesem Komponisten, der mir sonst im Gegensatz zur vorherrschenden Meinung nicht so wichtig scheint, daß ich glaube, seinen Werken näher nachgehen zu müssen, eine Besonderheit hervorheben. Er hört nicht gerne auf; er spricht gerne weiter, nachdem er gesagt, was er zu sagen hat; er könnte sogar so, wie er's thut, noch lange weiter sprechen. Das mag jemand freuen oder ärgern; jedenfalls liegt darin eine besondere Verwertung des formalen Teils, der als „Coda“ (Schweif, Anhängsel) nach Erledigung der Themen und ihrer eigentlichen Behandlung nochmal auf dies oder das zurückkommt, noch da eine motivische Schönheit unterstreicht, dort eine Stimmung verstärkt, u. dergl. m. In der „Waldtaube“ ist die Coda zu einem „Epilog“ geworden, der vielleicht den interessantesten Teil des Ganzen bildet. — Jenes Konzert brachte, neben kleinerem, auch noch ein altes Lieblingsstück virtuoser Geiger, das Konzert D-dur von Paganini, eine jener Zweckmusiken, die heute doch schon seltener geworden sind. Herr Witel, der erste Konzertmeister der Kapelle, spielte es mit der Geläufigkeit, ohne die derartige nur einmal nicht gut zu bringen ist. Eine hervorragende Weichheit des in der Hauptsache jedenfalls guten Tons fiel uns bei diesem Geiger nicht besonders auf; innigere Künstlerschaft zu zeigen war schon durch die Komposition nicht gerade erleichtert.

Nach dem Typus dieses Beispiels sind die populären philharmonischen Konzerte in der Hauptsache immer zusammengesetzt, nur daß die, welche nicht eigentlich als „Sinfoniekonzerte“ bezeichnet sind, noch „Populärer“ in der Wahl der Stücke und zumal in der Einheit des Programms bringen. Ueber diese Eigentümlichkeit fast aller gegenwärtigen Konzerte haben wir, zumal zur Kritik des Wertes unserer „philharmonischen“, uns oft genug ausgesprochen. Wenn es darum zu thun ist, vielerlei Musik anzunehmen, wird sich die unter den gegenwärtigen Verhältnissen anzuerkennende Einrichtung der „Populären“ mit ihren mäßigen Preisen gern zu nütze machen.

Neben ihnen vertreten die im engeren Sinn so genannten „Philharmonischen Konzerte“, die großen, „vornehmen“, den Typus gesellschaftlich hervorragender Veranstaltungen. Die eigentümliche Mischung von wirklichem Bildungsinteresse und Bildungsschein, von Interesse an künstlerischen Sachen und an Personen als den Hauptmitteln sachlicher Zwecke, die unsre „oberen Schichten“ besonders in der Pflege der Musik kennzeichnet, aber auch die eigentümliche Mischung von innerer künstlerischer Feinheit und äußerlichem Wirkungsdrang, die heute den „berühmten Künstler“ macht; all das giebt einem solchen Konzert seine charakteristische Physiognomie. Der Dirigent dieses Cylus, Nikisch, repräsentiert den modernen Kapellmeister-Typus mit allem Glanz, Temperament und insbesondere Pikanterie im Herausbringen (oder vielleicht mehr im Hineinbringen) auffallender Einzelheiten machen ihn zum richtigen Liebling des Publikums. Jene intimere Aufgabe eines Dirigenten von heute, die endlich gewonnene Phrasierungslehre immer breiter und tiefer in die Praxis zu führen, bleibt dabei doch noch zurück. „Im Anfang war der Rhythmus“, sagte Bilow, der wohl größte Praktiker der Phrasierung. Aber der Rhythmus ist noch im Anfang — so könnte das Wort für heute lauten. Einer der typischen Lieblinge des Publikums, der Pianist

**Edouard Risler**, spielte im 6. dieser Philharmonischen Konzerte die ganz einzigartige und auch in der Orchesterbearbeitung Liszts' nicht umgebrachte „Wander-Phantasie“ von Schubert. Herr Risler gab darin viel des Einschmeichelnden, Hingebungsvollen; von glänzender Technik nicht erst zu sprechen. Aber das ganz Eigenartige des Stücks liegt in der Rhythmik der vier Töne, die sein Hauptmotiv ausmachen, und die das Stück mit den mannigfachen, zum Teil nicht einmal melodisch anspruchsvollen Verwendungen dieses einen rein rhythmischen Motivs erfüllen. Auf die rhythmische Plastik dieser Töne kommt alles an, und gerade darauf war die Aufmerksamkeit des Spielers am wenigsten gerichtet, wie es denn bei den so häufigen Aufführungen dieses Stücks allermeistens zu gehen pflegt. Zu einem besseren Treffen dieser Plastik dürfte es sich empfehlen, daß die Vortragenden in jedem der vier Sätze das Zeitmaß anfangs recht mäßig nehmen, ganz nur darauf bedacht, die jeweilige Bedeutung jener vier Töne, die in einem extremen Tempo am ehesten schwindet, nachdrücklichst zu Gehör zu bringen, und daß sie sich erst dann ins Ueber schnelle und Ueberlangsame stürzen. Der letzte Satz wird so auch seinen unzulänglichen Formalismus verlieren, zumal wenn er nicht, wie es von Risler geschah, gehaut sondern gestaltet und dann auch mit Gewaltigkeit im besten Sinne des Worts ausgeführt wird.

Daselbe Konzert machte uns mit dem längst berühmten, aber hier noch wenig gehörten Franzosen Vincent d'Indy bekannt. Seine „Sinfonie für Orchester und Klavier über einen Sang aus dem Gebirg“ (chant montagnard, Hirtenmelodie oder dergl.) ist ein jedenfalls bedeutendes Werk, das schon durch seine Weiterbildung der Form des Klavierkonzerts — innigste Einfügung des durch Harfe ergänzten Klaviers in das orchestrale Ganze — und durch seine Erfüllung deutscher Kompositionskunst mit französischer Lebendigkeit (zumal in dem grotesken Finale) eine nähere Betrachtung verdienen würde, wenn es auch für eine deutsche Musikgeschichte gewöhnlichen Geschmacks mehr äußerlich als innerlich wirkt. — sz.

### Kleines Feuilleton.

— **Etwas vom Rotwelsch.** In der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ behandelt Professor Friedrich Kluge unter andern Geheimsprachen auch die Gaimersprache. Sie ist die reichste Verwandsprache, die wir kennen. Nur die Waidmannssprache hat gleich alte und ebenso reichhaltige Zeugnisse aufzuweisen. Seit dem 13. Jahrhundert kennen wir das Rotwelsch durch zahllose Wortlisten. Das Wort „rotwelsch“ selbst ist gaimersprachlich: es bedeutet Bettlerssprache (rot = Bettler). Das Wort „Stromer“ begegnet schon im Rotwelsch des 14. Jahrhunderts als „Kehlschneider“. „Hochstapler“ stammt aus dem 18. Jahrhundert, aber das einfache „Stapler“ begegnet mit der Bedeutung „brotfammernder Bettler“ schon im 16. Jahrhundert. Der „Gaimer“ hat seinen Namen von dem rotwelschen Jöner (Falkenspieler), das ebenso alt ist. „Schwindler“ ist ein Gaimerswort, das erst um 1800 in der deutschen Verbrechersprache auftritt. Man sieht aus diesen Beispielen, daß unsere Gemeinsprache eine große Fülle von Worten aus dem Rotwelsch übernommen hat. Woher stammt diese Gaimersprache nun? Sowohl Judenentisch wie Zigeunerisch sind durchaus vom Rotwelsch verschieden und geben nur einzelne Bestandteile her. Das Rotwelsch wurzelt zum größten Teil wirklich in unserer Volkssprache, aber nicht in der Volkssprache einer einzelnen Landschaft, sondern die niedrigen Sprecharten der verschiedenen Landschaften liefern dazu die Bausteine. Wie schon erwähnt, ist das Judenentisch ein starkes Element der Gaimersprache. Bei einem alten Chronisten wird das Rotwelsch geradezu als „keimisch“ (jüdisch) bezeichnet. Auch dem zigeunerischen Sprachgebiet ist manches entnommen, so balo (Schwein), grai (Pferd), charo (Dege), maro (Prof) usw. —

— **Die Versorgung des antiken Roms mit Wasser.** In einem vor der „Institution of civil Engineers“ in London gehaltenen Vortrage, über den die „Illustration“ berichtet, verweist der Vorsitzende des Vereins, Mr. Mauerer, die Behauptung, als seien die alten Römer mit Wasser im Ueberfluß versorgt worden, in das Gebiet der Fabel. Das Wasserquantum, das durch die von Frontinus beschriebenen Aquädunkte täglich nach Rom geleitet wurde, schätzt Prony auf ungefähr 1 400 000 Kubikmeter. Aber Mauerer weist die Absurdität dieser hohen Ziffern nach, die eine schlechterdings unmögliche Schnelligkeit des Abflusses voraussetzen. Schon früher war Herschel auf Grund eingehender Studien zu dem Ergebnis gelangt, daß die neun Wasserleitungen, mit deren Aufsicht Frontinus betraut war, wahrscheinlich nur 815 000 Kubikmeter liefern konnten, von denen hinwiederum 112 000 unterwegs verloren gingen oder nutzbar gemacht wurden, so daß nur 203 000 nach Rom kamen. Wir wissen überdies von Plinius, daß die neun Aquädunkte Roms nur selten gleichzeitig funktionierten und daß im allgemeinen stets zwei oder drei wegen Reparaturen außer Benutzung waren, so daß man das täglich in Rom verbrauchte Quantum Wasser auf etwa 144 000 Kubikmeter veranschlagen muß. Demnach trifft nach Maßgabe der Bevölkerung Roms im ersten Jahrhundert n. Chr. ein Volumen von 144 Liter auf den Kopf — ziemlich wenig, wenn man bedenkt, daß durch die Bäder und die öffentlichen Springbrunnen ein großes Quantum verbraucht wurde. Auch muß man in Rechnung ziehen, daß die Bevölkerung ihren Bedarf aus zahlreichen andern Quellen bezog. —

### Musik.

— Die Musik-Autographensammlung Artaria soll, wie ein Posten in dem soeben erschienenen Etat des preussischen Kultusministeriums besagt, für den Preis von 200 000 Mark erworben werden. Die Firma „A. Artaria u. Comp.“ war zur klassischen Musikzeit Wiens der erste und bedeutendste musikalische Verlag der österreichischen Hauptstadt, und eine Reihe von Generationen hat es sich angelegen sein lassen, das Archiv des Hauses zu vermehren und seinen kostbaren Besitzstand zu erhalten. Allen Kennern der Musikgeschichte ist diese Handschriftenammlung als die größte und kostbarste bekannt, die jemals in Privatbesitz gewesen ist. Neben den Originalen mirer ersten musikalischen Meister, Kompositionen und Briefe, etwa 3000 Blatt, enthält sie eine Fülle von den Komponisten revidierter Abschriften ihrer hervorragendsten Werke. Die Zahl der Fuedita ist hierbei außerordentlich groß. So finden sich allein in den Abschriften Haydn'scher Werke nicht weniger als 140 unbekannt und ungedruckte Kammermusikwerke. Von Beethoven sind außer den Niederchriften seiner herrlichsten Werke, der „Nunten Sinfonie“, der „Missa solemnis“ nicht weniger als 2000 Blätter von Musikfragmenten vorhanden, welche die bekannten, auf der hiesigen königlichen Bibliothek bewahrten Manuskripte auf das glänzendste vervollständigen und so ein fast lückenloses Ganzes aus Beethovens Nachlaß bieten. Sorgfältige sachverständige Prüfung hat ergeben, daß beide Handschriftenbestände sich auf das glücklichste ergänzen. —

### Aus dem Pflanzenleben.

— Das Zittern des Ephenlaubs, hat die Erklärungen der Botaniker herausgefordert. Bekanntlich beruht diese Beweglichkeit des Blatts der Espe und anderer Pappelarten auf einer elastischen Verdünnung des Blattstiels am oberen Ende, dicht unter der Blattspitze, während der untere Teil des Blattstiels starrer ist. Kerner meinte, daß diese Einrichtung darauf abziele, das härtere Gegeneinanderschlagen der Blätter beim Winde und gegen die Zweige zu verhüten, da die Blätter der Pappeln spärlich genug an den Ästen verteilt sind, um sich bei dieser leichten Bewegung im oberen Blattstiel nicht zu erreichen. Da diese Erklärung aber unzulänglich etwas Gezwungenes hat (denn man muß doch sagen, daß ein solcher Schutz allen Bäumen gleich wünschenswert sei, wenn er nötig wäre), so stellt Henry J. Colbourn eine andre Vermutung auf, wonach eine solche Beweglichkeit des Laubs im Luftstrom besonders Bäumen, die an feuchten Orten wachsen, nützlich sei, weil sie die Wasserverdunstung in den Blättern befördere, und tatsächlich wachsen Espen, Weispappeln und andre Pappeln am liebsten auf feuchtem Boden. Der „Prometh.“ fügt dem noch hinzu, daß an sumpfigen Orten wachsende Bäume einer besonders starken Wasseraufnahme und Verdunstung bedürfen, weil Sumpfwasser weniger mineralische Bestandteile enthält, als das Bodenwasser trockener Orte. Da der Sumpfsaum also zu seiner Ernährung mehr Wasser bedarf, so muß er größere Mengen mit seinen Wurzeln aufsaugen und durch seine Blätter verdunsten. Diese Annahme würde uns zugleich die langgedehnte Form des Weidenblatts erklären, welches ohne Zweifel besonders geeignet ist, viel Wasser zu verdampfen. —

### Physikalisches.

bt. Faraday und die englische Schule der Elektriker. Mit diesem Vortrage eröffnete die Urania im neuen Jahre würdig die Reihe der Mittwochs-Vorträge, welche den Freitags-Vorträgen der Royal-Institution, an welcher Faraday ein halbes Jahrhundert lang gewirkt hat, nachgebildet sind. Ein Landsmann des großen Forschers, Prof. Silvanus Thompson, war eigens aus London herüber gekommen, um das Leben, die Forscherarbeit und den Einfluß zu schildern, welchen Faraday auf die Entwicklung unsrer Anschauungen über die Elektrizität ausgeübt hat.

Und dieser Einfluß ist ein unwälzender und grundlegender gewesen. Zu einer Zeit, in welcher man gar keine Schwierigkeit darin erblickte, eine unvermittelte Wirkung zweier Körper auf einander durch den leeren Raum anzunehmen, schloß Faraday sich von einer solchen Vorstellung im höchsten Maße abgestoßen und bildete andre Anschauungen aus, welche heute die Grundlage unsrer Kenntnis von der Wirkung der Elektrizität bilden. Auch der große Landsmann Faradays, der unsterbliche Newton, welcher 150 Jahre früher die Lehre von der allgemeinen Gravitation oder Schwere der Himmelskörper begründet hatte, glaubte nicht an eine unvermittelt durch den leeren Raum wirkende Kraft. Daß die Sonne eine Wirkung auf die 20 Millionen Meilen entfernte Erde ausübt, ohne daß zwischen beiden Körpern sich etwas befindet, was diese Wirkung übermitteln, schien ihm eine ganz undenkbare Vorstellung. Da er aber über solche Zwischenwirkungen nichts feststellen konnte, sprach er von der Gravitation als einer Kraft, deren Wirkungen sich so darstellen lassen, als ob es sich bei ihr um eine reine Fernkraft handele.

Als dann auf Grund der Newton'schen Lehre die Wissenschaft von Erfolg zu Erfolg eilte, gewöhnte man sich an die Vorstellung der Fernkräfte, und die darin liegende Schwierigkeit wurde allmählich ganz übersehen; dies Uebersehen war ein so vollständiges, daß man sogar die Gesetze der magnetischen und elektrischen Kräfte, welche einige äußerliche Ähnlichkeit mit der Wirkung der Schwere zeigten, nach diesem Muster zu erforschen suchte und sie ohne weiteres als Fernkräfte annahm. Aber zu derselben Zeit, in welcher auf Grund dieser Vorstellungen auf dem europäischen Kontinent die glänzendsten Gelehrten mit dem Ausbau der elektrischen Theorien beschäftigt

waren, arbeitete in England der stille Forscher, der unabhängig und frei von diesen verwirrenden Vorstellungen eine schier endlose Fülle neuer Thatsachen auffand, welche unsren Kenntnissen von der Electricität eine völlig neue Grundlage gaben. Danach ist es lediglich das den Raum erfüllende Agens, nenne man es nun Aether oder wie man sonst wolle, in welchem Veränderungen magnetischer und elektrischer Art vor sich gehen, die von Teilchen zu Teilchen sich fortpflanzend die Wirkung auf die entfernten Magneten und Ströme übertragen.

Faraday hat nicht die reguläre fachmäßige Ausbildung eines angehenden Naturforschers auf einer Universität genossen, und vielleicht war es gerade dieser Umstand, der ihn vor den zu seiner Zeit gangbaren Vorurteilen der Schule bewahrte; doch nur vielleicht, möglicherweise hätte sein Genies die Vorurteile durchbrochen, auch wenn er in ihnen groß geworden wäre.

Seine Schulbildung war eine sehr geringe. Als Sohn armer Eltern geboren (1791) — sein Vater war Grobschmied —, die mit Kindern reich besetzt waren, konnte er nur eine niedere Schule, und auch diese nur wenige Jahre besuchen. Schon zu Anfang seines 13. Lebensjahrs kam er zu einem Buchbindermeister in die Lehre, dem er zunächst als Laufbursche diente und bei dem er denn sieben Jahre lang das Handwerk lernte. In dieser Zeit bildete er sich emsig durch eigne Arbeit weiter. Im letzten Jahre seiner Lehrzeit besuchte er an vier Freitagen die Vorlesungen, die der berühmte Chemiker Davy an der Royal-Institution hielt. Notizen über diese Vorlesungen sandte er ein Jahr später, als er sich an Davy um eine Anstellung in dessen Laboratorium wandte, an diesen zugleich mit seinem Briefe. Davy stellte ihn zunächst als Laboratoriumsgehilfen, später als Assistenten an und nahm ihn in den beiden folgenden Jahren, 1813 und 1814, auf eine große Reise ins Ausland, nach Frankreich, der Schweiz und Italien, als Gehilfen mit. Diese Reise brachte Faraday mit den bedeutendsten Naturforschern, mit Ampère, Humboldt, Gay-Lussac, Volta u. a. in persönliche Berührung und erweiterte seinen Gesichtskreis in ungeheurem Maße; sie erlebte ihm durch die Fülle von Anregungen, die er empfing, gleichsam das mangelnde Universitätsstudium.

Nach seiner Rückkehr wurde er Assistent an der Royal-Institution, später Direktor des Laboratoriums, welche Stellung er bis an sein Lebensende (1867) bekleidete. Seine erfolgreiche Arbeit war lediglich der Ausfluß des Dranges nach Klarheit über die Zusammenhänge in den Naturerscheinungen, nie hat er sie zu persönlichem Gewinn zu verwerthen gesucht. „Dazu habe ich keine Zeit“, lautete seine Antwort, als ein Freund ihm vorschlug, auf seine Entdeckungen und Erfindungen Patente zu nehmen.

Die erste Anerkennung fanden seine Ideen in England, wo sie von Maxwell weiter ausgebaut wurden. Auf dem Festland wurden sie besonders von Helmholtz aufgegriffen, durch den angeregt Hertz die schönen Versuche erjann, welche das thatsächliche Vorhandensein der elektrischen Wellen jedermann vor Augen führten, die in der drahtlosen Telegraphie bereits zu praktischen Erfolgen geführt haben. Doch ebenso wenig, wie bei den elektrischen Kraftmaschinen — auch sie beruhen ja auf der von Faraday entdeckten elektromagnetischen Induktion — liegt hier die Bedeutung in der praktischen Anwendung, die immer eine mehr oder minder zufällige sein muß; die größte Bedeutung dieser Arbeiten liegt in ihrem Wert für die menschliche Erkenntnis. —

**Technisches.**

gr. Das Lufas-Licht. Das elektrische Vogenlicht hatte bisher den Vorzug, für die beste Beleuchtung in Bezug auf erreichbare Lichtstärke und Wirtschaftlichkeit des Betriebs zu gelten, da die Gasleuchte trotz der gewiß ungeheurer bedeutenden Verbesserung durch die Erfindung des Glühstrumpfs sich bis jetzt vergeblich bemüht hat, einen gleichwertigen Beleuchtungsgegenstand zu schaffen. Wohl ist es gelungen, für manche Zwecke in Form der Preßgas- und der Hydropreßgas-Beleuchtung den Vorteil zu erreichen, daß das Gas wenigstens bezüglich der Lichtstärke mit dem elektrischen Vogenlicht konkurrieren konnte. Leider sind aber Preßgas und Hydropreßgas nur anwendbar, wenn man die zum Betrieb derselben unbedingt nötigen besondern Anlagen herstellen lassen kann. Weil nun diese umständlichen Gasbeleuchtungsarten sowohl in Betrieben, als auch in der Bedienung sehr teuer zu stehen kommen, so haben sie nicht Eingang finden können, zumal sie auch in der Konstruktion sehr kompliziert sind und daher mit großer Vorsicht und Sorgfalt gewartet werden müssen.

Das neue Lufas-Licht, welches in Berlin zunächst in der Friedrichstraße, zwischen Taudens- und Leipzigerstraße, als Straßenbeleuchtung erprobt werden soll, ist eine Beleuchtungsart, die den Leuchteffekt der Preßgasbeleuchtung mit der Einfachheit des gewöhnlichen Gasglühlicht-Brenners verbindet. Dieser Erfolg wird in gerabezu überraschend einfacher Weise dadurch erzielt, daß der Cylinder dieser Gasglühlicht-Intensivlampe in eine lange Röhre, die als Schornstein bezeichnet wird, mündet und so eine Luftströmung erzeugt, die das Gas mit großer Geschwindigkeit mit sich fortreibt und den entsprechend großen Glühstrumpf zum Glühen bringt. Die dichte Verbindung zwischen dem Glaszylinder der Lampe und dem langen Abzugrohr wird mittels einer Abbestrichelbe gesichert. Das Lufas-Licht (so nach seinem Erfinder „Lufas“ benannt) bedarf also keiner besonderen Anlage, sondern wird wie das gewöhnliche Gasglühlicht leicht an jede Gasleitung angeschlossen, ist sofort betriebsfertig und

wird durch einfaches Ziehen an dem Kettchen des Kleinstellers wie die elektrische Vogenlampe sofort zur vollen Leuchtkraft gebracht.

Der große Vorteil dieser neuen Beleuchtung liegt nun in dem äußerst geringen Verbrauch an Gas, so daß sich diese Lichtquelle wesentlich billiger stellt als eine elektrische Vogenlampe. Eine Vogenlampe von 8 Ampère, die bekanntlich leider immer mit einer zweiten Vogenlampe zusammen brennen muß, um wirtschaftlich zu arbeiten, selbst dann, wenn man nur eine intensive Lichtquelle benötigt, kostet bei einem Strompreise von 55 Pf. für die Kilowattstunde 25,5 Pf. Das neue Lufas-Licht dagegen braucht nur 330 Liter Gas pro Stunde, in Städten, wo, wie zur Zeit in Berlin, der Kubikmeter Gas 16 Pf. kostet, stellt sich mithin die Brennstunde der Lufas-Lampe nur auf 8,5 Pf. Das elektrische Vogenlicht entwickelt 455 Normalkerzen Lichtstärke, während das Lufas-Licht, trotzdem es dreimal billiger ist, sogar 500 Kerzen Leuchtkraft entfaltet. Wie bedeutend die Kostenersparnis ist, läßt sich aus dem folgenden Beispiel leicht ersehen:

Ein Geschäft, welches bis abends 9 Uhr geöffnet ist, braucht im Jahre an 1060 Stunden künstliche Beleuchtung; sollen nun durchschnittlich 500 Kerzen Leuchtkraft von einer Lichtquelle entfaltet werden, so kostet die elektrische Vogenlampen-Beleuchtung rund 270 M., während das Lufas-Licht nur 90 M. Gas verbraucht. Die Vogenlampe bedarf bekanntlich täglich des Nachsehens und des ungemein häufigen Erlasses der Kohlenstifte, dagegen braucht die Lufas-Lampe nur etwa alle 8—14 Tage der Erneuerung der Strümpfe im Interesse der Intensivität des Lichts. —

**Humoristisches.**

— Böser Handel. Erster Journalist: „Was haben Sie denn für den aufreizenden Leitartikel bekommen?“

Zweiter Journalist: „Hundert Mark.“

Erster Journalist: „Donnerwetter, das ist aber ein anständiges Honorar.“

Zweiter Journalist: „Ach, nicht doch, ich meine hundert Mark Strafe.“ —

Zwischenruf. Dichter (sein Drama vorlesend): „Der Erste floh, der Zweite floh, der Dritte floh desgleichen.“

Theaterdirektor: „Allmächtiger! Das ist ja das reine Floßtheater!“ —

— Ach so! Der Radfahrer Haglinger steht mit seinem Freund Treloff vor einem Barnum-Plakat:

„Da mußt grad staunen, was der Barnum nicht alles bringt!“

„Das ist wahr, er hat sogar einen Radfahrer, der sich selbst über den Bauch fährt.“

„Na — ist's möglich!“

„Ja — — mit der Hand natürlich.“ — („Lust. Bl.“)

**Notizen.**

— „Herr Goldner“ ist der Titel des neuen Lustspiels von Georg Hirschfeld, dessen Erstaufführung im Deutschen Theater stattfinden wird. —

— Hedwig Niemann-Naabe wird im Februar im Berliner Theater in „La robe rouge“ in der Hauptrolle (baskische Bäuerin) gastieren. —

— Ober-Regisseur Rander vom Deutschen Theater in Prag wurde zum Direktor des Züricher Stadttheaters für die nächste Saison gewählt. —

— Maeterlind soll jetzt am Münchner Marionettentheater angeführt werden. — Bei Siemenschlein? —

— Frau Schumann-Heink tritt mit dem Beginn der nächsten Saison als ständiges Mitglied in den Verband des Opernhauses ein, ebenso Fräulein Anna Rheinisch, die während zweier Jahre an das Stuttgarter Stadttheater beurlaubt war. —

— Die nächsten Novitäten des Opernhauses werden „Samson und Dalila“ von St. Saëns und „Der Pfeifertag“ von Schillings sein. —

— Max Schillings, dem Maeterlind seine Dichtung „Schwester Beatrice“ zur Komposition eingesandt hatte, hat das Anerbieten mit der Bemerkung abgelehnt, daß das Werk ungeeignet zur Komposition sei. —

c. Eine Versteigerung von Instrumenten der alten italienischen Schulen hat kürzlich in London stattgefunden; sie hatte eine größere Anzahl von Liebhabern angezogen. Zwei Geigen von Gian-Battista Guadagnini wurden für 145 bezw. 155 Pfd. Sterl. verkauft; der Geigenbauer, der Schüler seines Vaters, der selbst ein Schüler von Stradivarius war, war das Haupt der Schule von Cremona. Für ein Violoncello von Ferdinando Gagliano wurden 400 Pfund gezahlt, für ein andres von Giovanni Battista Rugeri, der in Cremona gegen Ende des 17. Jahrhunderts arbeitete, 56 Pfund. —

— In Dlmäh (Mähren) hat eine Frau bei der unlängst stattgehabten Volkszählung die Rubrik „Hauptbeschäftigung“ mit der Angabe „Schwiegermutter“ ausgefüllt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 13. Januar.